

letzten 45 Jahren hat diese auch den jüngeren Mitbrüdern liebenswert gemacht. – Die Entscheidung fiel anders aus, wenn pastorale Argumente diskutiert wurden und die Frage gestellt wurde: „Was halten Sie für besser: eigene arme kleine Missionsbistümer ‚vor Ort‘ in diesem völlig säkularisierten Missionsgebiet – oder erneute Inkorporation und Integration in die größeren westlichen Diözesengebiete mit ihren sehr andersgerteten pastoralen Notwendigkeiten?“

Was aber zeigt sich an, wenn ein Teil des Klerus in den neuen deutschen Bundesländern für Restauration plädiert? Viele empfinden es als große Undankbarkeit angesichts der empfangenen Hilfen in schwerer Zeit, wenn sie in der allgemeinen Freude über die Wiedervereinigung für Trennung plädieren würden. Aber es sind nicht nur alte Heimatgefühle und neue Anhänglichkeiten, die für Rückkehr in die alten Diözesen sprechen lassen. Viele Mitbrüder fühlen sich in dem kalten säkularisierten Raum, den der atheistische Staatsozialismus hinterlassen hat, menschlich nicht wohl, vielmehr recht unheimlich. Der Großteil derselben lebt in Mecklenburg, Pommern und Brandenburg, in der Altmark, in Sachsen-Anhalt, im Vogtland und im Thüringer Wald persönlich in einer trostlosen Verlorenheit. Die Arbeit ist mühselig und weithin „primitiv“, presbyteriale Gemeinschaft fehlt und überpfarrliche ekklesiologische Aufgaben werden kaum abverlangt. Die Wohnverhältnisse sind nicht beheimatend, zumal nicht wenige ohne geordneten Haushalt sind, kaum einen Kreis von Freunden und Bekannten haben, in dem auf gleicher Interessenebene ein Gedankenaustausch möglich ist. Die pastorale Arbeit zeitigt hier mehr Mißerfolg als Erfolg; sie bringt viele, auch menschlich nahegehende Enttäuschungen.

In den neuen Missionsbistümern müßte überlegt werden, wie in den Presbyterien auf Dekanats- und Diözesanebene die Teamarbeit angeregt werden könnte. Ein Presbyter hat durch Handauflegung seines Bischofs nicht nur die Amtsgnade bekommen, seiner Gemeinde gut vorzustehen, sondern auch den Auftrag erhalten, beim Aufbau seiner Bischofskirche mitzuhelfen. Jeder Presbyter eines Diözesan-Presbyteriums müßte in einem andauernden „synodalen“ Vorgang dazu – je nach seinen Fähigkeiten – angefordert sein.

Franz Georg Friemel

Gesellschaft – Gemeinde – Glauben lernen

Nach einigen allgemeingültigen Hinweisen, wie der Mensch als Erwachsener oder als Kind zum Glauben kommen kann und welche Bedeutung die Gemeinde für den Glauben hat, schildert der Autor, wie die christlichen Gemeinden in der ehemaligen DDR den Glauben und das Problembewußtsein ihrer Mitglieder gefördert und gestützt haben. red

Es gibt viele Möglichkeiten, wie wir Anreize zum Glauben erfahren und Glauben sozusagen lernen können. Schilderungen von Bekehrungen, wie jene von Ignatius von Loyola, Paul Claudel, C. S. Lewis oder André Frossard, zeigen dies. Es wäre auch merkwürdig, wenn Gott, von dem es heißt, er könne Steine zu seinem Lob schreien lassen (Lk 19, 40), Menschen nicht an allen Orten auf Glaube hin ansprechen könnte.

Solche erstaunlichen Wandlungen zum Glauben hin sind nicht die Regel dafür, wie ein Mensch zum Glauben kommt. Ihre spektakuläre Plötzlichkeit ist oft nur scheinbar, denn unbemerkt und manchmal unbewußt geht vieles an Fragen, Lesen, Suchen usw. vorbereitend voraus. Dennoch wirken solche Konversionserlebnisse anregend und zum Glauben der anderen helfend.

Der übliche Weg zum Glauben ist wohl das ganz normale unromantische Leben mit einer Gemeinde von Christen. Zu dieser Gemeinde kommt man als Erwachsener, indem man – durch Freunde, durch einen Ehepartner, auf Grund von Neugier, durch Beteiligung an einer Bildungsveranstaltung oder einer Aktion, auf der Suche nach religiöser Geborgenheit oder aus vielen anderen Gründen – in das Milieu einer Gemeinde gerät und damit auch in das Milieu Jesu Christi eintritt. Wenn der glaubensvorbereitende Weg dann weitergeht, kommt ein näherer Kontakt zur Gemeinde hinzu, die verschiedenen katechetisch-liturgischen Stufen zur Taufe hin werden zurückgelegt, und der Neubekehrte glaubt mit der Gemeinde.

In die Gemeinde kommt man auch als Kind in einer christlichen Familie, in der die Eltern nicht nur glaubende Christen, sondern

auch einfühlsame Erzieher sind. An ihnen können Kinder und Jugendliche erleben, daß Glauben frei macht, leben hilft und Lebensperspektiven eröffnet, die dem auf das unmittelbare Dasein fixierten Blick verschlossen bleiben.

Glauben ist kein einmaliger Akt. Zum Glauben gehört auch eine Haltung, ein Stehen im Glauben, ein von immer wieder erneuerten Glaubensimpulsen getragenes Leben mit den anderen Glaubenden. Glauben lernen bedeutet auch, glaubend mit anderen Christen einen Weg gehen lernen, auf diesem Weg bleiben und andere zum Mitgehen einladen.

Es ist leicht, den Weg des Glaubens zu gehen, wenn alle mitgehen. Allerdings besteht dann die Gefahr, daß manche mitgehen, ohne es zu wollen. Denn es gibt im Menschen die Tendenz, sich anderen in der Beurteilung der Welt und in der Deutung des Daseins anzuschließen, und es gibt einen Widerwillen gegen Isolierung in bezug auf Erkenntnis.

Der amerikanische Psychologe Salomon Ash hat die Anfälligkeit des Menschen, anderen etwas nachzureden, mit Versuchspersonen getestet und erwiesen. Das als richtig und wahr Erkannte bedarf der sozialen Absicherung. Das ist im Bereich der Naturwissenschaft weniger nötig, wengleich auch in der Physik oder in der Medizin neue Einsichten Zeit und Engagement brauchen, damit sie sich durchsetzen. Erst recht ist die Übereinstimmung mit anderen nötig bei der Deutung des Lebens, bei Sinnverhalten, bei der Religion als umfassender Deutung der Welt, des Menschen und des Geheimnisses der eigenen Existenz, kurz, in allen Bereichen, die sich empirisch-handfester Beweisführung entziehen. Die Gruppe der Gleichgesinnten schafft Plausibilität. Das bedeutet nun nicht, daß ich nur dann glauben kann, wenn alle anderen gläubige Menschen sind und die mich umgebende Kultur von religiösen Elementen durchformt ist. Es bedeutet nur, daß der Glaubende als Vereinzelter und Isolierter in der Regel nicht vorkommt. Wenn gläubige Christen eine Spannung zwischen Kirche und atheistischer Umgebung erleben, ist es aber kein unabänderbares Gesetz, daß ihr Glaube schwächer wird und erlischt, sondern es gibt Menschen, die unter dieser Dissonanz leiden, aber dennoch zur Kirche ge-

hen und am Glauben und Leben der Kirche voll teilnehmen. Gerhard Schmidtchen hat anhand der großen Umfrage, welche die Deutsche Bischofskonferenz vor der Würzburger Synode durchgeführt hat, eine „Motivanalyse des unwahrscheinlichen Kirchenbesuchers“ gegeben und nennt folgende Voraussetzungen des „Dennoch-Kirchgängers“: enge Bindung an die Gemeinde, religiöse Kindheit sowie Glaubensfragen und Lebensprobleme. Uns interessiert im folgenden vor allem die Bindung an die Gemeinde.

Die Christen in der ehemaligen DDR waren „Dennoch-Kirchgänger“ im oben dargestellten Sinn. Sie lebten – katholische wie evangelische – in einer ideologischen Diaspora. Die evangelische Volkskirche schrumpfte im Laufe der letzten 40 Jahre von etwa 90% der mitteldeutschen Bevölkerung (1949) auf etwa 25% (1989); die Zahl der katholischen Christen sank im gleichen Zeitraum von etwa 11% auf 3–4%. Die Abstützung des Glaubens durch ein christliches Milieu wurde im Laufe der Zeit immer geringer. Natürlich gab es auch in der Kultur der alten DDR christliche Restbestände, z. B. den Sonntag, die großen, nur vom Christentum her verständlichen Feste, eine Sprache voll von Erinnerung an die Bibel, Museen mit vielen Darstellungen biblischer und christlicher Motive. Aber das Wissen darum ging mehr und mehr verloren. Christen der ehemaligen DDR standen nicht nur einer gleichgültigen und uninteressierten, dabei aber passiven Umgebung gegenüber, sondern einer dezidiert atheistischen Staatspartei, die nicht nur lehrte, Religion und andere bürgerliche Überbleibsel würden nach und nach absterben, sondern dieses Absterben auch aktiv förderte, etwa durch sozialistische Ersatzriten wie etwa die sozialistische Namensgebung, die Jugendweihe, die Arbeiterweihe, die sozialistische Eheschließung, das sozialistische Begräbnis. Die Mitgliedschaft in manchen Organisationen – etwa der Polizei – war mit der Forderung des Kirchenaustrittes verbunden.

In einer solchen Situation war es für katholische wie für evangelische Christen nur möglich, christlich am Leben zu bleiben, wenn das, was Schmidtchen durch seine Untersuchung als Voraussetzung für den „unwahr-

scheinlichen Kirchenbesucher“ festgehalten hat, sozusagen instinktiv als lebenserhaltend erkannt und im Laufe der Zeit als Aufgabe begriffen wurde: die lebendige Verbindung mit der Gemeinde, die Hilfe für junge Familien bei einer bewußten religiösen Erziehung der Kinder und das Wachhalten von Problembewußtsein.

Die Verbindung mit der Pfarrgemeinde war für die katholischen Christen vermutlich leichter als für die evangelischen, da katholische Gemeinden kleiner und damit überschaubarer waren. Da das Verhältnis zum sonntäglichen Gottesdienst in katholischen Gemeinden positiver ist als in evangelischen Gemeinden, erlebten sich katholische Gemeinden als Gemeinden intensiver und öfter. Man kannte sich. In der „Nischengesellschaft“ der DDR bedeutete auch die christliche Gemeinde eine Nische, eine größere als die der Familie; sie bot gewissermaßen einen Rückzugs- und Zufluchtsraum vor der stets als bedrohlich empfundenen sozialistischen Umwelt. Sie half überleben. Manchmal sogar im eigentlichen Wortsinn, wenn z. B. durch die Gemeinde und ihre größeren caritativen Möglichkeiten Medikamente besorgt werden konnten. In der Gemeinde wurden die Gegenwart und ihre Ereignisse besprochen und gedeutet. Hier gab es nicht nur durch Gottes Wort, sondern auch durch die Teilnahme von Menschen, denen man vertraute, Hoffnung und Trost, hier war das nicht belauschte Gespräch möglich oder wurde für möglich gehalten.

Die Gemeinden waren oft substrukturiert. In der katholischen Kirche eher durch regelmäßig zusammenkommende Familienkreise, in der evangelischen Kirche stärker durch gemeindeverbundene Gruppen wie Frauenhilfe, Kirchenchor, Bibelstunden oder Konfirmandengruppen.

Die christliche Familie konnte hier nur ein Lernort des Glaubens sein, wenn sie mit der Pfarrgemeinde kooperierte. Von seiten des Staates wurde auf die kommunistische Persönlichkeit hin erzogen. Die Schule stand ganz im Dienste des „neuen Menschen“, der bedingungslos der Partei und ihren Anordnungen gehorchte. Das Erziehungsrecht der Eltern bestand darin, bei der „allseitigen Bildung und der kommunistischen Erziehung der Kinder und Jugendlichen“ mitzuhelfen.

Eltern, die keine Beziehung zu Religion und Kirche hatten, gaben schnell auf und sagten, wir können gegen den Einfluß der Schule nichts machen. Manche versuchten auf den Sektor der Kultur auszuweichen, der seitens der Schule als gesellschaftlich nützlich anerkannt wurde. Das Ergebnis einer Erziehung in der Spannung zwischen Schule und Elternhaus war nicht der kommunistische Mensch, sondern ein zweigleisiges Denken und das Auseinanderklaffen von Überzeugung und Ausdruck. Die Kinder erkannten bald, daß man an der einen Stelle so und an der anderen Stelle anders reden mußte.

Wo Eltern und Kirche zum Glauben helfend zusammenarbeiteten, kam die Wichtigkeit von Erziehung überhaupt erst in den Blick. Christliche Familien erkannten ihre Aufgabe, pädagogisch gestaltend mit den Kindern umzugehen, ihre Fragen zu beantworten, Zeit zu haben, zu spielen, Vertrauen zu erwerben, für die Kinder in der Schule einzutreten. Das Anliegen der religiösen Erziehung wurde in das beständig angestrebte gute Verhältnis zwischen Eltern und Kindern hineingenommen. Von der Pfarrgemeinde kamen viele Impulse pädagogischer oder psychologischer Art.

Eine Pfarrgemeinde konnte aber auch nur dann Lernort des Glaubens bleiben, wenn dieses Bestreben durch die Familien mitgetragen wurde, wenn diese ihre Kinder zum Religionsunterricht in der katholischen Gemeinde oder zur Christenlehre in der evangelischen Gemeinde schickten. Was religionspädagogisch von den Gemeinden veranstaltet wurde, hatte nur dann Aussicht auf Erfolg, wenn es in den Familien weiterbesprochen, weitergetragen und unterstützt wurde. Religiöse Unterweisung hatte nur einen Sinn, wenn sie verbunden war mit gemeinsamem christlichen Leben, mit der Liturgie, mit dem Kirchenjahr, mit Aktionen von Kindern und Jugendlichen, mit religiöser Gestaltung der Freizeit. Die im kommunistischen Mitteldeutschland erfundenen „religiösen Kinderwochen“ sind ein Ausdruck dieser ganzheitlichen religiösen Erziehung in der Verbindung von Gemeinde und Familie.

Während die kommunistische Agitation in den Zeitungen und in den Schulbüchern die wunderbare sozialistische Zukunft pries und

verherrlichte, die mickrige Wirklichkeit aber aus den Augen verlor, waren die Pfarrgemeinden auch Stätten, in denen die Probleme des Landes und der heutigen Welt besprochen wurden. Vom weltweiten Hunger erfuhr man da, wo man das westliche Fernsehen nicht sehen konnte, vor allem durch kirchliche Hilfswerke und ihre Informationen. Ökologische Probleme wurden in den Kirchen zuerst besprochen. Neue psychologische Erkenntnisse – von der Gruppendynamik bis zur Tiefenpsychologie – wurden durch die Bildungshäuser der Kirchen vermittelt, zumeist mit Hilfe von Referenten aus westlichen Bundesländern. Sterbehilfe wurde zuerst im Raum der Kirchen gesehen, allerdings wurde dieser Themenkreis schneller als andere neue Gedanken von marxistischen Ethikern und von Ärzten übernommen. Pfarrgemeinden stellten ihre Aufgabe, Hilfe zum Glauben zu geben, vielerorts in einen größeren Zusammenhang, in dem Fragen wachgehalten, Probleme gesehen und Diskussionen ermöglicht wurden. Das kommunistische Ambiente und der mit administrativen Maßnahmen arbeitende Staatssozialismus sind im Herbst 1989 verschwunden. Die Folgen dieser Zeit, Mangel an Sinn für Transzendenz, ein existenzielles Vakuum bei vielen Menschen, die einseitige Bevorzugung materieller Werte, ein säkularistisches Lebensgefühl und eine ineffiziente, dem Zusammenbruch sich nähernde Wirtschaft, sind geblieben. Die Probleme für die katholischen wie für die evangelischen Pfarrgemeinden sind andere geworden, aber es bleiben viele Probleme. Schon in der Zeit des Sozialismus gab es ein zunehmendes Gefühl des Ungenügens bei den Menschen, die ihn in der erweiterten Oberschule, an der Universität oder in den sogenannten „Partei-lehrjahren“ studieren mußten. Der Marxismus-Leninismus gab sich als die Zusammenfassung aller Wahrheiten über den Menschen und über die Welt, aber die Menschen merkten, und jene, die ihn verstanden hatten, am meisten, daß er nicht leben half. Im Umkreis von Studentengemeinden, Akademikerkreisen und lebendiger Pfarrjugend gab es immer wieder vor allem junge Menschen, die in das Milieu des Christentums traten, den Glauben entdeckten und den Weg auf Taufe hin gingen. Aber das waren

wenige. Ein Anschluß an die Kirchen, eine Entscheidung für Glaube und Religion machte in den Augen der Partei suspekt und konnte materielle Nachteile mit sich bringen. Es wird sich nun, da diese von außen kommenden Behinderungen weggefallen sind, zeigen, ob es den Kirchen gelingt, in den Gemeinden Lernstätten des Glaubens anzubieten und Anreize zu einer Lebensorientierung an Jesus Christus zu geben. Man hat der Kirche in der ehemaligen DDR vorgeworfen, nicht missionarisch genug zu sein, sondern sich auf sich selbst zu beschränken, an den eigenen Bestand zu denken und sich mehr oder weniger eingegelt zu haben. Auf die Dauer werden christliche Gemeinden nur Lernorte des Glaubens sein, wenn sie ihre Türen aufmachen, wenn sie Angebote machen und einladend für Suchende sind. Es gibt zur Zeit viele Menschen, deren Existenz das Zentrum verloren hat und die deshalb auf der Suche nach einem Mittelpunkt für ihr Leben sind. Karl Rahner war der Meinung, daß ein Neubekehrter wichtiger ist als zehn mühsam im Glauben bewahrte Christen. Im gleichen Sinn könnte man sagen, daß eine Pfarrgemeinde, die immer wieder erlebt, daß suchende Menschen zu ihr stoßen, sich mit größerem Eifer und tieferer Überzeugung darauf einläßt, dem Glauben der schon der Kirche Zugehörigen zu dienen.

August Wilhelm Heckt

Am Anfang stand der Bensberger Kreis

Ein Rückblick auf 20 Jahre
Versöhnungsarbeit mit Polen

Heckt beschreibt, wie Hilfe über die Landesgrenzen hinweg aussehen kann, damit sie nicht nur materiell möglichst wirksam, sondern auch partnerschaftlich ist und Versöhnung stiftet. red

Polen und Deutsche sind einander nähergerückt! Der „Eiserne Vorhang“, der Deutschland teilte und die osteuropäischen Völker in einem ideologischen, militärischen und wirt-